

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

2.12.1923 (No. 48)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 48



2. Dez. 1923

Aus dem Freiheitskampf der Niederlande. Briefe eines
badischen Kriegsmanns.

Mitgeteilt von Karl Ober.

Unter alten badischen Lehensakten, die von dem Dpfinger Besen der Brombach handeln, zwischen unerquidlichen Prozessschriften verstreut, finden sich als Beilagen ein paar Privat-schreiben aus den Jahren 1573 bis 1575, die aus einem öden Rechtsstreite mitten hinein führen in das leidenschaftlich bewegte Jahrhundert der Glaubenskämpfe. Sie haben von dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden einen weiten Weg zurückgelegt nach dem Oberrhein und verdienen um ihres Inhalts willen wohl der Vergessenheit entrissen zu werden. Sie waren, wie die Aufschrift besagt, gerichtet an den ehrenfesten, hochgelehrten Doctor Pius Conradinus Brombach, obersterreichlichen Hofgerichtsadvokaten und Procurator zu Ensisheim. Und ein Brombach war es auch, der sie schrieb als Zeichen brüderlichen Gedankens, Justus Octavianus mit Namen, der älteste aus der kinderreichen Ehe des marktgräflichen Kammer-schreibers und als solcher Lehenssträger des Wehrschlosses zu Dpfingen. Brombach von Dpfingburg, wie er sich danach zu unterschreiben beliebte. Als die Spanier am Oberrhein für ihr Söldnerheer die Werbetrömmel rührten, schloß er sich auf Zureden des Bruders im Herbst 1572 mit Knecht und Diener einem Truppe an, der nach den Niederlanden abging; der Abschied von seinem Ehegemahl, das in den Akten als ein „böses, altes Bankett“ erscheint, wird ihm wohl nicht zu schwer gefallen sein. Auf spanischer Seite nahm er dann in den Niederlanden in einem deutschen Regimente als Leutnant oder Fähnrich Dienste und wurde so Zeuge des heldenmütigen Kampfes, in dem die niederländischen Patrioten unter Führung Wilhelms von Oranien Glauben und Freiheit gegen spanische Gewalt Herrschaft verteidigten. Er nahm, wie wir sehen, Teil an der denkwürdigen Belagerung und Eroberung von Haarlem, das nach siebenmonatlicher tapferster und zähester Gegenwehr sich am 12. Juli 1573 ergeben mußte und Schauplatz eines grauenvollen Blutgerichts wurde, das der Herzog von Alba über die unglückliche Stadt verhängte. Aber der Triumph des Herzogs war mit dem Verluste von zwölftausend Mann teuer erkauft und der moralische Eindruck, den die ruhmreiche lange Verteidigung auf die andern holländischen Städte ausübte, war ein ungeheurer: er hob ihren Mut und ihre Zuversicht in demselben Maße, wie die spanischen Greuel ihren Haß ins Grenzenlose steigerten. Das zeigte sich bald, als Don Fadrique, des Herzogs Sohn, sich mit 16 000 Mann gegen Alkmaar wandte und, da die Stadt ihm die Tore nicht öffnete, im August zur Belagerung schritt. Ein erster Sturm wurde von der aus 800 Köpfen bestehenden Besatzung, die von 1300 bewaffneten Bürgern unterstützt wurde, blutig zurückgewiesen, zu einem zweiten waren seine Truppen nicht mehr zu bewegen, und als die Heusen vollends die Dämme durchstachen und die Fluten des Meeres hereinbrachen und die Belagerer hinwegzuschnemmen drohten, gab der Spanier das fruchtlose Unternehmen

auf und zog am 8. October ab. Am Tage vor dem Abzug hat Brombach den ersten Bericht geschrieben, der uns vorliegt. Er verschweigt und beschönigt nichts und kennzeichnet eindringlich die Lage und die Stimmung auf spanischer Seite. Kein Sold, Mangel an Speise und Trank, Hunger, Krankheit und Seuche, täglich Verluste, dazu vor Augen die stündlich wachsende, unheimliche Flut! Was Wunders, wenn auch unserm badischen Kriegsmann sich die Erkenntnis aufdrängt, daß die Unterwerfung des mit dem Meere verbündeten, von einem tapferen, freiheitsliebenden Volke verteidigten Landes eine schwierige Sache sei und noch viele Jahre kosten werde.

Das zweite Schreiben stammt aus dem Juni 1574 und ist aus Beverwijk, nördlich von Haarlem, datiert, wo die sieben Fähnlein von Brombachs Regiment seit ein paar Monaten wieder zusammengezogen waren und sich verschanzt hielten. Inzwischen hatte sich die Situation insofern zu Ungunsten des Draniers geändert, als durch die Niederlage des neugeworbenen Söldnerheeres, das Graf Ludwig von Nassau vom Rhein herbeiführte, in der blutigen Schlacht auf der Noorder Heide die Hoffnung auf Entsetzung und Befreiung der belagerten Stadt Venden vernichtet und die Not der Heusen gestiegen war. Von den beiden Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz in der Provinz Holland, von denen Brombach berichtet, ist in der mir hier zugänglichen Literatur nichts bekannt. Sie stehen zweifellos im Zusammenhang mit den Operationen in Nord-Holland, von denen van Meteren in der deutschen Ausgabe seiner „Niederländischen Historien“ (Arnheim 1611) S. 253/4 spricht. Bei dem einen handelt es sich um ein Gefecht in der Nähe des Haager Busches, das zum Nachteil der Heusen verlief und mit der Gefangennahme von vier Fähnlein endigte. Bei dem andern, an dem Brombach selbst beteiligt war, um einen Handstreich auf das besetzte Dorf Wormer, der am 30. Mai unternommen wurde und nach anfänglichem Erfolg durch das Eingreifen der Heusenflotte in eine empfindliche Schlappe für die Spanier verwandelt wurde. Er bestätigte auf's neue die alte Erfahrung, daß die Niederländer überall, wo sie auf dem Wasser kämpften oder dessen Vorteile nutzen konnten, den Gegnern überlegen waren, und unser badischer Kriegsmann hatte gewiß Recht, wenn er resigniert meinte, solange man keine Armada zur See habe, werde man Holland niemals erobern.

Das letzte Schreiben fällt in das Frühjahr 1575. Das Regiment war durch Gelderland nach Overijssel gezogen, um sich dort auf fetter Weide auf Kosten der Bauern, nach dem Söldnerbrauch der Zeit mit „Fressen und Saufen“ von den Strapazen des Krieges zu erholen und für den seit Monaten rückständigen Sold schadlos zu halten. Man merkt der launigen Schilderung des Schreibers das Wohlbehagen, das er dort empfindet, während von Breda her Friedensschalmeien ertö-

nen, ordentlich an. Von dem weiteren Briefwechsel mit dem Bruder hat sich nichts mehr erhalten. Die Friedensausichten verschwanden abermals, der Krieg nahm seinen Fortgang. Vielleicht schon in diesem Jahre, spätestens aber im Herbst des nächsten Jahres ist Octavian, dessen Gesundheit auf die Dauer doch nicht Stand gehalten, nach dem Oberrhein auf sein Weihenloß, das er neu aufgebaut, zurückgekehrt; ein todssicher Mann ist er dann im März 1577 zu Basel, wo er wohl Heilung suchte, verstorben.

Lassen wir ihn nun selbst zu Wort kommen.

1.

Im Lager vor Alkmaar, 7. October 1573.

... Neue Zeitung, was sich mit Eroberung Harle begeben, habe ich Doctor Hansen zugeschrieben, die Du ohne Zweifel längst empfangen hast.

Den 20. Augusti nächstverwichenen hat man uns von Harle für Alkmaar, ein Stättlein us vier Meil von einander, geführt (wiewol die gemein Red gewesen, man wöll uns ins Winterlager fieren, ist us Anstiftung derer von Amsterdam verhindert worden.) Wenn die Spangier mit Mentereien angefangen, weren wir 6 Wochen che für Alkmaar gezogen, welches nit eine kleine Ursach, daß Alkmaar nit gewonnen worden ist. Haben Alkmaar belegeret, zum Sturm beschossen, die Spangier allein angeloffen, den Sturm verloren, bei 400 erschossen¹⁾, und geschädigt worden. Laufft das Wasser dermaßen an (dann die Giesen den Damm usgerissen, da die Flut), daß man besorgen müssen, wir tinten in die Venge vor Wasser nit mehr us dem Ort, da wir ligen, komen und das Geschütz daraus bringen. Dann es ist um unser Leger schibenwis schon wol Wasser, daß man bei 14 Tagen alle Tag über 1500 Mann schwerer. Müssen also, on etwas Fruchtbarlich usgerichtet, mit Schaden und Eppot abziehen, welches den Feind etwas übermütiger und noch verwennter macht. Etlich der Unfern sind Hungers halb verdorben, mehr geschädigt, der dritt Teil unsers Regimentis allhie ist krank, haben diesen ganzen Krieg noch kein elender Leger gehabt, dann es ist in 4 Tagen in unserm Leger kein Brot, Bier noch Wein, ja kein einziger Markatender bei uns gewesen.

Das Stättlein Alkmaar haben die Giesen dermaßen anstatt der Mauren, die sie abgerissen, mit einem Wall verbauen, daß es on sonderm großen Schaden des Kriegsvolks nit wol zu gewinnen ist, und soll dies Stättlin die unwehrhaftigt unter den andern sein, die abgefallen. Die Stätt, so der Prinz noch innhat, ligen all wol verbauen und verwart mit Wasser, daß man für etlich kein Feldleger schlagen kann, und deshalb zu besorgen, wann das Land nit zu einem Vertrag kommt, würd man noch vil Jar damit zu schaffen haben und würd ein langjähriger Krieg geben. Es sei denn Sach, wie mich bedunnet, daß sie sich einander selber erbieten²⁾, so man ihnen alle Päß verlegen würd, dardurch ihrer Handlung und Gewerb ein Abbruch beschicht.

Wir werden morgen wider zuruck neben dem Stättlin hinweg ziehen und unser Leger bei einem Closter, so jammerischad, daß die Giesen verbrannt, heißt Egmont, schlagen, zwei Viertel Meil von gemeltem Stättlin. Do sollen wir etlich Tag still ligen. Wo man uns dann fieren würd, ist mir nit wissend.

Es ist zu erbarmen, wie die Calvinisten mit den Kirchen und Gottshausern um gehen. Sie erschlagen nit allein die Ceremonien, sondern verbrennen und zerreißen und brechen alle Kirchen gar ab, öffen der Abgestorbenen Gräber und treiben alle unbille Handlungen, machen mit Rauben und Stelen viel arme Leut.

Bitt, wellest mir auch neue Zeitung schriben, wie es bei Euch itzet. Soll jederzeit wider geschriben werden . . .

¹⁾ am 18. September; nach Motley, Der Abfall der Niederlande II, 398 beliet sich ihr Verlust sogar auf mindestens 1000 Mann.
²⁾ = verbeissen, totbeissen (imhd. erbiaen).

2.

Hiberwid³⁾, 6. Juni 1574.

(Gibt einem Boten der nach dem Elsaß geht, den Brief mit auf den Weg. Ist gesund und frisch.)

... Zum andern sind wir mit unsern siben Fenlin, wie wir erstlich in Holland zogen, bei 3 Monaten allher wider zusammengerudert, ligen also noch hie verschanzt an einem Paß. Das ander Kriegsvolk, so vor 3 Monaten aus Holland zogen, Graf Ludwigen und den jungen Pfalzgraven⁴⁾ bei Neumägen geschlagen, ist widerum zum Theil in Holland komen, ir alt Leger zum Haag, nit weit von Lewen⁵⁾, ingenomen, die Giesen, so dasselb innegehabt, geschlagen, 3 Fenlin samt ihren Hauptleuten und Fenderichen, auch 450 Mann gen Harlem geführt. Dagegen haben wir aber ein Schanz verpilt. Us den heiligen Pfingsttag ist verordnet gewesen, wie man sagt, Wurmer⁶⁾, ein großen Flecken mit großen, tiefen Fluten und Graben wol bewart, einzunemen, hat man von unsern Fenlin us 300 Mann und dann von Assendelst⁷⁾, so nit weit darvon ligt, Deutschen und Welschen, auch etlich Hundert genomen und sollten die Kriegsschiff von Amsterdam auch komen sein, und als die Unfern und die von Assendelst zu Wurmer angefahren, der Giesen Schanz halber ausgemacht, ingenomen, sie in das Dorf gejagt, da sind der Giesen zwei Gallonen⁸⁾ daher gefahren, unter unser Volk kreuzweis geschossen, also daß unser Volk wider zuruck in die Halbschanz weichen müssen. Indem sind der Giesen andere Schiff, gerüst mit Kriegsvolk, allenthalben daher gefahren, unser Volk umzugehen. Da nun die Unfern das gesehen und daß kein Hilf mit Kriegsschiffen von Amsterdam, noch anderswoher, vorhanden, noch komen, auch unser Schiffe mit ihren Schiffen fliehen wellen, ist unser Volk, als sie vermerkt, allein one Hilf nichts ausgerichten tinten, den Schiffen zugeloffen, zum Theil darvon gefahren; die sich aber versäumt, ihre Wehr von ihnen geworfen, sind hindurch geschwommen; was aber nit schwimmen kunte und sich in das Wasser gelassen, ist erschoffen. Wenig sind vom Feind umtomen, der mehrer Teil, was dahinter bliben, ist gefangen, von unserm Regiment bei Hundert und von denen zu Assendelst us 150 Mann gefangen. Die will man all ranzionieren lassen; hoff, sollent bald wider bei uns sein. Wir künnten nit all Evil gewinnen, müssen auch etwan eins verlieren. Wir sind täglich mehr Kriegsvolk us Wasser und Land gewärtig; us dem Land erobern wir das Holland nit, es sei denn Sach, daß man auf dem Wasser ein Armaden hab, daß ihnen nichts kan zu noch abkomen . . .

Man hat uns lenger dann in einem Jahr kein Bezahlung geben, ist uns nun in die 24 Monat schuldig . . .

3.

Zu Delden in der Herrschaft Zwend⁹⁾ bei Deventer, 21. März 1575.

Wir sind, Gott dem Herrn sei Lob und Dank, bei 3 Wochen us Holland komen, ziehen jetund im Gellerland hin und wider; wann wir an einem Ort usgefressen, ruden wir weiter, haben den Handel us den Bauren mit Fressen und Saufen, grünen wider wie die jungen Baum, die den Winter erfroren sind. Ich bin mein Tag nie so wol auf gewesen als jetzt zwei Jahr, dann in zweien Jahren nie krank gewesen, Gott sei Lob.

Man hat uns in diesem Zug 3 Monat bezahlt, ist uns noch 30 Monat schuldig. Die Sag ist allhie bei uns, der Friden sei gemacht¹⁰⁾. Wann wir aber Urlaub sollen haben oder uns Geld soll werden, weiß nichts darvon zu sagen . . .

³⁾ Beverwijk, nördlich von Harlem.
⁴⁾ Graf Ludwig von Nassau und Pfalzgraf Christoph, ein Sohn des Pfälzer Kurfürsten Friedrichs III., die beide in der Schlacht auf der Noorder Heide bei Nijmegen am 14. April den Tod fanden.
⁵⁾ Gemeint ist wohl ein Lager beim Saager Busch und Lewen, mit Leyden verwechselt, ein Lewen in der Provinz Holland ist auf den Karten nirgends anzufinden.
⁶⁾ Wormer in Nord-Holland, zwischen Alkmaar und Harlem.
⁷⁾ Nordöstlich von Harlem.
⁸⁾ Kriegesgeschosse.
⁹⁾ Delden, in der Herrschaft Twente, Provinz Overijssel.
¹⁰⁾ Am März 1575 waren zu Breda Friedensverhandlungen eröffnet worden, die sich jedoch bald wieder zerklühten.

M. v. Marschall / Großherzogin Luise von Baden.

Ein Gedenkblatt zum 3. Dezember.

„Und sie war unser!“ Klang dieses Wort nicht hindurch durch alle Äußerungen des Dankes und des Schmerzes, der Würdigung und des Vermissens, die in den Tagen nach ihrem Heimgang der Großherzogin Luise gewidmet wurden? Sie war unser, sie gehörte der engsten Familie, wie dem weiten Verwandtenteile, sie gehörte ihren Freunden, ihren Gtreuen, ihren Helfern und Mitarbeitern, sie gehörte der badischen Heimat, dem deutschen Vaterlande, sie gehörte der Gemeinschaft der Christen. Allen gehörte sie, denn alle empfangen von ihr Liebe und Rat, Trost und Förderung. Weit und groß der Kreis, der sie für sich in Anspruch nimmt, weit und groß das Gebiet, der ihr Wirken umfaßte. Wer ihrer Tätigkeit gerecht werden und einen Kranz der Dankbarkeit an ihrem Sarge

niederlegen wollte, stand einer solchen Fülle gegenüber, daß er nur einzelne Blüten und Früchte aus dem überreichen Leben herausgreifen konnte und sprechen: Das war sie mir, das war sie her oder jener Gemeinschaft und doch wieder jedem einzelnen Glied der Gemeinschaft.

Was Großherzogin Luise ihren Nächsten gewesen, wie sie als Christin gelebt und gewirkt hat, was sie zur Förderung von Kunst und Wissenschaft getan, davon sei hier nicht die Rede. Es sei ihrer gedacht als der Frau, die mit warmem Herzen und mit hilfreichen Händen sich stellte in den Dienst der Nächstenliebe und auf dem Gebiet der Wohltätigkeit und der Wohlfahrtspflege bahnbrechend gewirkt hat, die aber über der Arbeit im Großen die Kleinarbeit nicht vergaß und gerade

im persönlichen Wohltun so viele erreichte, die bei ihrem Scheiden verwaist an ihrem Sarge standen.

Ein scharfer Verstand, ein heller Blick, ein tiefes und reiches Gemüt und eine Fähigkeit sich einzufühlen in andere, das waren die Gaben, auf denen ihr vielverzweigtes soziales Wirken sich aufbaute. Es ist bezeichnend für sie, daß wenn von einem Kummer, einer Sorge oder auch nur von einer Schwierigkeit oder Verlegenheit die Rede war, ihr erstes Wort war: „Wie kann man da helfen?“ Hatte sie eine Not erkannt, dann gab es für sie keine Kosten. Das Wort: „Ich bin nicht dazu gekommen“, bestand für sie einfach nicht. Sie ruhte nicht, suchte und fand die Helfer, suchte und fand die Mittel, bis das ins Leben trat, was ihr nötig schien.

So entstanden nach und nach die Anstalten für weibliche Erziehung und Bildung für Kranken-, Armen- und Kleinkinderpflege, für Fürsorge und Rettungsarbeit. Mutig wurden die Pläne entworfen, mutig wurden die Werke in Angriff genommen. Nichts erschien ihr klein und geringfügig. Ob es sich um Hauben der Schwestern, um die Einrichtung eines Operationssaales, um Spinnrockenbänder oder um den Anstrich einer Volksküche handelte, für alles interessierte sich Großherzogin Luise, in allem mußte sie Bescheid.

Schwer wäre es auch zu sagen, wer ihrem Herzen besonders nahestand. War es das kleine Neugeborene, das an ihrem Geburtstag jeweils aus dem Wöchnerinnenheim gebracht wurde und das sie mit liebenden Mutterblicken betrachtete? Waren es die Schülerinnen des Victoria-Pensionats, die sich um sie scharten und ihren Worten der Erinnerung und der Lebenserfahrung lauschten? Waren es die Konfirmanden, deren Einsegnung die Achtzigjährige stehend und fürbittend anwohnte? Waren es die Kranken, an deren Bett sie teilnehmend saß und denen sie stets neue Erquickung zu bringen wußte? Waren es die trauernden Mütter und Witwen, die sie tröstete mit dem Trost, mit dem sie selbst getröstet worden war? Waren es die Alten, denen sie ein Vorbild war in der Art, wie sie die Entbehrungen und Hemmungen des Alters ertrug, sie, die man nie klagen hörte, so daß manche vergessen haben, was es für diesen regen und lebhaften Geist bedeutete, jahrelang beim Lesen ganz auf andere angewiesen, in zunehmendem Maße auch im Hören behindert zu sein, so daß einem manchmal scheinen wollte, als werde ihr manches, das sie weder sehen noch hören konnte, nur durch das Gefühl vermittelt. Wer stand ihr nun am nächsten? Für alle schlug ihr warmes Herz, aber wer sie gerade brauchte, der war ihr auch der Wichtigste — der Nächste.

Wer das Tun der Großherzogin auf dem Gebiet der Nächstenliebe beobachtete, dem drängte sich immer wieder die Erkenntnis auf, sie wolle für Leib und Seele sorgen. Nicht allein ihr Brot sollten die Mädchen finden, die die Ausbildungsanstalten verließen; Persönlichkeiten sollten gebildet und Kräfte geweckt werden, die allen Anforderungen des Lebens standhielten.

Wenn man unter Frauenbewegung eine Bewegung versteht, welche die Frau in die Öffentlichkeit drängt, so mußte man sagen, daß Großherzogin Luise ihr fern stand. Denn immer wieder betonte sie, daß der Beruf der Frau in erster

Reihe die Pflege des Familienlebens sei, und sie erwartete nach dem Zusammenbruch unseres Vaterlandes, daß durch die Familie und die in der Familie wirksamen Kräfte der Aufstieg wieder einsehen werde. Der Frauenbewegung aber, welche der Frauenvwelt reichere Bildungsmittel und neue Berufe erschließen wollte, stand Großherzogin Luise verständnisvoll gegenüber.

Nicht ohne ihr Zutun konnte es geschehen, daß in Baden zuerst den Mädchen die humanistische Bildung zugänglich gemacht und in Karlsruhe das erste Mädchengymnasium eröffnet wurde. Und als den Frauen das Wahlrecht zustiel, gewann sie auch Interesse dafür und für die politische Tätigkeit der Frauen. So sehr sie auf der einen Seite am Hergebrachten, an der Tradition festhielt, so sehr suchte sie auch wieder die neue Zeit und ihre Anforderungen zu verstehen und wußte auf alter, bewährter Grundlage Neues aufzubauen.

Was aber war es, was sie bei all ihrem Tun leitete? Eine in ihrer Liebe zu Gott und zu ihrem Heiland wurzelnde Liebe zum Nächsten. Ein Wort sprach in jenen Tagen der Trauer in aller Bescheidenheit die aus, die mit ihr in nähere Berührung gekommen waren: „Mir war sie wie eine Mutter.“ Eine tiefe, warme Mütterlichkeit erfüllte sie, eine Mütterlichkeit, die sich herabbeugt zu dem Kinde, es mit weichen, sanften Händen ansaßt, es geleitet, tröstet, aber auch sich mit ihm freut und es beglückt! Wie manches Geheimnis ward ihr anvertraut, wie manche stille Not ihr gebeichtet, um die niemand wußte. Wie manchen, der durch Leid oder Krankheit zu Tode getroffen war, hat sie aufgerichtet und ihm neuen Lebensmut eingeflüßt, immer im Hinblick auf den, unter dessen Hand sie sich selbst gebeugt hatte und von dem sie sich Tag für Tag Licht und Kraft schenken ließ. — Hatte sie sich einmal um ein Menschenkind angenommen, so begnügte sie sich nicht mit einmaliger Hilfe, sie behielt es im Auge, sie ging ihm nach, sie überzeugte sich immer wieder, daß es mit allem versorgt sei.

Und wie treu war sie im Gedenken an Erinnerungstage! Wie manchen, die sich einsam und wehmütig an solchen Tagen fühlten, wußte sie zu sagen: „Ich denke an dich,“ in Wort und Gruß, mit freundlichem Besuch oder überlängtem Blumenstrauß! Wie ersunderlich war sie darin, kleine und große Freuden, liebenswürdige Ueberraschungen zu bereiten! Da wurde der kranken Schwester eine Tasse, dort dem Patentkinde ein Osterkegel geschickt. Stets glückte ein Raum des von ihr bewohnten Schlosses einem Zaden, wo sie rasch ein Buch, ein Bild, eine Blumenorgel wählen konnte, wenn sie von einem Freuden- oder Trauertag erfuhr. Geben, geben, immer wieder geben, war ihr Freude, nicht Pflicht. Vor allem aber gab sie sich selbst ein Stück ihres Herzens, und das fühlten alle hindurch. Dies Bewußtsein war es, das ihr die Herzen erschloß und sich warm und weich auf sie legte.

Was Großherzogin Luise an großen Werken ins Leben rief, das wird, wills Gott, in der einen oder anderen Gestalt weiterbestehen. Was aber mit ihr dahinging, das ist das persönliche, die verständnisvolle, fürsorgende Liebe für den einzelnen. Aber auch diese Liebe lebt weiter in dankerfüllten Herzen! Aufgabe dieser Herzen wird es sein, an ihrer Liebe neue Liebe zu entzünden, damit aus der Saat, die sie aussäte, immer neue Ernte reifen möge!

Toni Rothmund / Bruder und Schwester. Skizzenblatt.

„Wie lang bleibst du noch?“

„Daß sehen. Heut ist der zweite Juni. Bis zum fünften längstens.“

„Noch drei Tage also. So leb ich noch drei Tage.“

Sie saßen unter der alten Silberpappel, die weit spreitend ihren Schatten in den Schlosserschen Park zu Emmendingen warf. Der Bruder strahlend schön, erfolggekrönt, der Dichter des Götze und des Werther, ein Sieger und Überwinder. Die Schwester bleich, gebrochen, ein vom Leben zerdrücktes Menschenkind. Nur die gleichen großen, schwarzen Sonnenaugen brannten in beiden Gesichtern und verrieten der Titanenkinder göttliche Abkunft.

Die Schwester hatte eine erloschene Stimme, die dem Bruder ins Herz schnitt. Sie hatte einmal hell und klingend gelacht, diese geliebte Stimme. Sie hatte Ossians Gefänge und Homers Verse im Wechselspiel mit seinen eigenen gesprochen. Sie hatte Klang und Fülle gehabt und fast männliche Kraft. Und nun war sie erstorben. Das tat dem Bruder fast so weh, als die Worte, die sie sprach. Gewaltig lehnte er sich wider ihren Jammer. „Du solltest mehr Gesellschaft haben, Cornelia! Verfaule doch nicht vorzeitig in diesem kleinen badiischen Landstädtchen. Man kann sich überall eine Welt schaffen, in der es sich leben läßt! So wie wir es damals in Frankfurt taten. Weißt du noch?“

Die blasse Frau lächelte wehmütig: „Emmendingen und Frankfurt ist allerdings ein kleiner Unterschied! Und außerdem war ich damals gesund. Und dann hatt' ich dich. Ich war dir Schwester und Freundin zugleich. Ich hab' dich gepflegt, als du krank heimkamst und hab' mit dir gelebt, als du nach und nach gesund wurdest. Das nenne ich Leben! Erinnerst du dich an unser Shakespearestück? Wo du die große Rede hieltest? Das war etwas Neues für die Frankfurter! Wir gingen wie auf Sprungfedern! Jeder deiner Gedanken wurde von mir verstehend aufgenommen und lebendig zurückgestrahlt. Hier aber hat jeder Tag ein Bleigewicht an sich, und es macht müde, die schweren Tage zu schleppen. Ich glaube, davon bin ich krank geworden. Meine ganze Krankheit ist Müdigkeit.“

„Aber es geht doch bergan, Cornelia! Seit ich hier bin, hast du das Bett verlassen können und wirst zusehends wohler und kräftiger!“

„Seit du hier bist, lebe ich wieder. Oh, gingest du nie wieder fort! Hier weiß ja keiner, was ich leide, und mein Mann am wenigsten. Und dabei meint er noch immer, ich müßte mich ausdrücken, dann würde alles leichter. Großer Gott, ich möchte wissen, wem?“

„Hast du dich nie der Mutter anvertraut?“

Sie schüttelte müde das Haupt. Sie würde mich nicht verstehen, Wolfgang. Die Textore haben ein leichteres Blut als wir. Glaubst

du, daß sie sehr glücklich gewesen ist mit unerm Vater? Sie war ja noch ein halbes Kind, als sie an ihn verheiratet wurde, und es ist nicht leicht mit ihm zu leben. Der Mutter hat das aber nichts anhaben können. Sie hatte soviel Heiligkeit in sich, daß sie seine Finsternis in sich auffangen und doch hell bleiben konnte. Und wenn ihr wirklich etwas zu schwer ist, dann schiebt sie es von sich und denkt nicht mehr daran. Sie ist ja auch nie gekommen, trotzdem sie weiß, wie krank ich war und wie nah dem Ende. Ich bin nicht wie sie — bin des Vaters Tochter. Mir wird alles Schwebende schwer und zieht mich zu Boden.“

Der Bruder sprang auf und fing ein unruhiges Hin- und Herwandern an. „Du hast dir doch deinen Mann selbst gewählt und warst eine so glückliche Braut. Wie ist dir denn alles so unter den Händen zerronnen?“

Cornelias Mund zuckte bitter. „Ach Gott, was heißt das, selbst gewählt? Ich war ein alterndes, häßliches Frauenzimmer, meine Wahl ist nie groß gewesen. Und Schloffer liebte mich. Ich fühlte recht wohl, daß es nicht die große Liebe war, die ich für ihn empfand. Heiraten mußte ich ja doch einmal; sie spätelsten ja schon alle, daß ich mit zweiundzwanzig noch keinen Mann hatte. Die Mutter sagte, die Lieb' kam in der Ehe. Und ich hab' es geglaubt und gehofft. Es ist aber nicht so gekommen.“

Mit einem Ruck blieb er vor ihr stehen. „Höre, Cornelia, der Schloffer mag nun seine Schnaken haben, er ist doch ein Ehrenmann, ein bedeutender Kopf und ein Mensch, der das Beste will. Den sollt' ein Weib doch lieb gewinnen können! Das müßt' doch zu lernen sein!“

Cornelia zuckte die Achseln. „Die Lieb' läßt sich nicht lernen, Brüderlein! Man hat sie oder man hat sie nicht. Gewiß ist der Schloffer ein Ehrenmann und ein geheimer Kopf. Bloß — er ennuyiert mich mit all seiner Geheißheit! Er will mich immer noch bilden und zu sich heranziehen, und es deucht mich schad, daß er die viele Müh' an eine Unrechte verschwendet. Jetzt steht er mir alle Abend aus seiner „Geschichte für das Frauenzimmer“ vor. Wir sind grad bei den assyrischen Königen, und es ist just so wie beim Vater daheim. Mein Gott, was gehen mich seine assyrischen Könige an! Sie degoutieren mich geradezu!“

Der Bruder zog ein scharfes Taschenmesser hervor, prüfte die Klinge und begann in die Rinde der Silberpappel seinen Namen einzuschneiden. Das lenkte seine Gedanken zum Teil wenigstens von dem Leidensbild dort im Korbseffel ab. Dabei sagte er sinnend: „Assyrische Könige? Das ist so übel nicht. Sind ganz seltsame Kerle darunter gewesen. Ich seh' sie vor mir mit ihren schwarzen, geflochtenen Bärten und ihren goldgestickten Gewändern. Siarrend von Edelsteinen und wahnsinnig geworden von zu großer Macht.“

Die großen Woehraugen der Schwester brannten auf. „Und die schönen jüdischen Frauen, die sie sich zur Liebe zwangen und die sie erdroffeln ließen, wenn sie ihrer überdrüssig waren. Und die geheimnisvollen Paläste, die sie bauen ließen, und die Schatzkammern mit den odjeweisen Wächtern — ja Wofgang, mit dir wollt' ich auch an die assyrischen Königshöfe gehen. Wir beide fänden wohl noch wunderbarere Dinge dort. Aber mit Schlossern ennuyiert mich das alles.“

Der Dichter grub das Messer aus den Schnittwunden des Baumes daß der Name klar aus der dunklen Rinde heraustrat.

„Und dennoch mein' ich, du tußt deinem Gatten unrecht. Er ist kein gemeiner Mann und hat herrliche Gaben.“

„Und wär er einfältig und gering, wenn ich ihn lieben könnt', dann wär' ja alles gleich und ich würd' seine Mängel nicht sehen, oder als Tugenden achten. Aber ich lieb' ihn nicht, und es graut mir vor seiner Härtslichkeit. Oh, du weißt nicht, wie furchbar das ist! Mir ekelt vor seiner Liebe, und dennoch muß ich sie dulden! Alle Selbstachtung ist mir zerbrochen und alles in mir ist vereist. Ich muß von innen heraus erfrieren an meiner eigenen Kälte.“

Erstarrt und tief erb'ast schaute er sie an. „Wenn es so ist, dann wind' dich heraus aus dieser Ehe, Cornelia! Es ist nicht nötig, daß du deinen Irrtum mit dem Leben bezahst.“

„Das hab' ich auch einmal gedacht, Wofgang. Aber was dann? Zurück in das Haus am Hirschgraben als geschiedene und von Krank-

heit gebrochene Frau? Zurück zum Vater, der so finster ist, zur Mutter, die mich nicht versteht und sich an mir skandalisiert? Und das Kind müßt' ich ja auch lassen. Nein, für mich gibt es nur einen einzigen Weg zur Befreiung.“

„Welchen meinst du?“

„Den Tod.“

Er schauerte zusammen. „Das wirst du mir nicht antun, Schwester!“

„Freiwillig gewiß nicht. Aber er wird ungerufen kommen, ich fühl's — wenn du mir nicht hüfft!“

Der Bruder erschrak. „Ich? Was kann ich tun?“

Sie erhob sich, trat zu ihm und legte die Arme um seinen Hals. Eine furchtbare Angst stand in ihren Augen, ein leidenschaftliches Flehen. „Muß es sein, daß du von mir gehst? Mit deiner Seele von mir gehst? Bist du wie die Textors und magst nicht sehen, wie ich leide?“

„Um Gotteswillen, Cornelia, sprich doch nicht so! Nur zu sehr leid' ich mit dir, um dich! Aber wie soll ich dir helfen können? Ich muß ja fort, muß mir selbst ein Leben schaffen, wie könnt' ich bei dir bleiben!“

Ihre Arme sanken hernieder, als wenn Ketten sie herabzögen, ihr Gesicht wurde grauweiß. „Ich hat ja nur um deine Seele, Wofgang! Einst besaß ich sie. Da sprachen wir uns brieflich aus, ich hatte teil an deinem Schaffen, jedes kleine Lied flog zuerst zu mir. Das war meines Lebens hohe Zeit. Ich weiß, sie kommt nicht wieder. Ihr seid Sonnenkinder, die Mutter und du. Dein Weg führt aufwärts, der meine ins Dunkel und die Einsamkeit. Es ist unser Schicksal so. Wir müssen auseinander gehen.“

Sein Gesicht zuckte in großer Qual. Tränen standen in seinen Augen. „Wie magst du nur alles so auf die Spitze treiben, Schwesterlein? Gewiß, ich schreib' dir, ich schid' dir meine Bücher, vertraß dich drauf! Glaubst du mir nicht? Grollst du mir, Cornelia?“

Ein wehes Lächeln glitt über ihr schmales Gesicht. „Soll ich der Sonne zürnen, weil sie bei Nacht nicht scheinen mag? Vieber, laß uns froh sein, solang' es Tag ist, solang' wir noch beisammen sind! Zum Teuern ist hernach noch Zeit genug!“

Vom Hause her kamen Schritte und Stimmen. Der Hofrat und Land'schreiber Schloffer nahte mit dem munteren kleinen Fräulein Gerod, die Cornelien von Frankfurt hierher gefolgt war. Goethe atmete auf wie von einer unerträglichen Marter erlöst. Cornelia aber verschloß alle Fenster ihrer Seele nach langer, schmerzlicher Gewohnheit. Die kleine Frankfurterin breitete ein weißes Tuch über den Gartentisch, holte Weinflaschen und Gläser und eine Schale mit köstlichen Kaiserstühler Kirichen. Sie setzten sich, und der Hausherr füllte die Gläser. Ein feiner, knabenhaft schlanker Jüngling trat heran und schüttete einen Korb voll Rosen über die Tafel aus. Es war Goethes Freund, der Dichter Lenz, der die blasse Herrin des Hauses heimlich anbetete.

Um dem Bruder Zeit zu gönnen sich zu fassen, war Cornelia lebhaft und munter. Ein Gespräch sprang auf, an dem sich auch Goethe bald beteiligte. Rede und Gegenrede flog von Mund zu Mund, die Kinder der Trianen spielten ihr farbiges Spiel mit Feuerbällen.

Der Land'schreiber strahlte. Die Unsterblichen waren in seinem Garten versammelt: Goethe, Cornelia, Lenz und er — Johann Georg Schloffer. Er hob sein Glas und leerte es auf eine glückhafte Zukunft! Cornelias Wangen waren leise gerötet, ihre Augen hatten fiebrischen Glanz.

Ihr Gatte beugte sich zärtlich zu ihr herüber. „Du siehst charmant aus heute, meine Liebe. Zimmermann hatte recht, die Kur sch'ägt wohl an. Du wirst sehen, es lo mt, wie er vorausgesagt hat: in ein bis zwei Jahren bist du gesund wie ein Fisch im Wasser!“

In diesem Augenblick trafen sich Wofgang und Cornelias Augen. Erblaßten sie nicht? Sahen sie nicht den Vorhang der Zukunft sich teilen? Schauten sie nicht einen rosenüberdeckten Sarg im Vorhof der Landvogtei stehen, gemäß der geheimnisvollen Gabe ihres Geschlech'es?

Dem genau nach zwei Jahren schüttete der Juni all seine Rosen über Cornelia Schloffers Sarg.

Ihre Seele war in die Freiheit gegangen.